

Zeitschrift: Oberberger Blätter
Herausgeber: Genossenschaft Oberberg
Band: - (2004-2005)

Artikel: Im Namen des Wortes : der Kapuzinerpater und Schriftsteller Johann Baptist Hensch (1888-1968)
Autor: Flury, Theres
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM NAMEN DES WORTES

DER KAPUZINERPATER UND SCHRIFTSTELLER JOHANN BAPTIST HENSCH (1888–1968)

T H E R E S F L U R Y

Ob er nun den leuchtenden Literaturgestirnen zugerechnet werden darf, mag dahingestellt bleiben; genaueres Hinsehen jedoch sind das Leben und Schreiben des Gossauers und spät berufenen Kapuzinerpaters Johann Baptist Hensch alleweil wert. War bisher kaum etwas über ihn bekannt¹, versucht die folgende Darstellung, das wenige Greifbare ohne Anspruch auf abschliessende Gerundetheit zu einem Bild zu fügen, dem Bild eines aufbrausend lebenswürdigen Zeitgenossen und rührigen Schreibers mit grossem Anliegen.

Aus dem im Frühling 1910 niedergebrannten Kollegi Schwyz war ihm ein gesprungenes und versehrtes Glöcklein geblieben, das er zeit seines Lebens auf dem Schreibtisch stehen hatte. Es mochte ihm Zeichen sein, Mahnung und Ansporn: Die Welt ist zerbrechlich, aber sie klingt, rührt man sie nur an.

TALENTA MULTA NON REPOSUIT – EIN VIELSEITIG BEGABTER

*Der Weg bis zu Profess und
Priesterweihe*

Pater Johann Baptist wurde am 20. August 1888 als Joseph Xaver Hensch in eine sinnliche Welt der Gerüche hineingeboren. Sein Vater handelte in Gossau (Tiefe, Neudorf) mit Kaffee, Zucker, Reis, Nudeln, Marzipan und Gewürzen, von seinem Spezereiwarengeschäft aus belieferte er mit Ross und Wagen die Kunden in der ländlichen Region. Joseph Xaver, das zweitälteste von fünf Kindern, mag dann und wann mit von der Partie gewesen sein; nach Abschluss von Primar- und Realschule jedenfalls war für den kleinen Krämer der weitere Weg zunächst wie selbstverständlich vorgezeichnet.



Von 1903 bis 1906 absolvierte er in Einsiedeln eine offenbar harte kaufmännische Lehre, die Jahre nennt er später «die schwersten und trübsten meines

Familie Hensch, hinten: Johann Josef Hensch (Vater); Bertha; Josef Xaver (P. Johann Baptist); August. vorne: Marie, geb. Schönenberger (Mutter); Ida; Marie. Privatarchiv Ivo Ledergerber

36 Lebens. Man hatte kein Verständnis für die Wünsche und Aspirationen eines regsamen Jungen. Nur arbeiten von morgens sechs Uhr früh bis abends neun Uhr war die Losung».² Er, der in Gossau gern der übermütige Anführer seiner Altersgenossen gewesen war, fand hier keine Freunde und zog sich in sich selbst zurück. Während der zwei Jahre, die er nach Lehrabschluss als Kommiss im Geschäft seines Onkels verbrachte, begann der Wunsch, Journalist oder Lehrer zu werden, in ihm Gestalt anzunehmen, er nennt sich «mehr Träumer und Dichter als Kaufmann».

1909 erhielt Joseph Xaver Hensch die Möglichkeit, an der Technischen Abteilung des Kollegiums Maria Hilf in Schwyz eine (Zweit-)Ausbildung zum Realschullehrer in Angriff zu nehmen, allerdings war ihm die «mathematische Einstellung dieser Schule ... zu trocken, zu nüchtern», er wechselte an das humanistische Gymnasium am Kollegium St.Fidelis in Stans, wo man ihn eine Klasse überspringen liess. Begierig, sich endlich ganz seinen philologisch-literarischen Neigungen hinzugeben, arbeitete er nicht nur mit eiserner Energie seinen Rückstand in Latein nach, sondern entwarf nebenher auch seinen ersten Roman (Sturmestage, 1913). 1915 bestand er die Maturität mit Glanz, es schlossen sich theologische und philosophische Studien in Freiburg und Zug an, und 1918 empfing er in Solothurn die Priesterweihe. Bereits 1912 war der Eintritt ins Kapuzinernoviziat erfolgt, über dessen innere Motivation Hensch sich ausschweigt. Mit Sicherheit begünstigten die Atmosphäre der Ausbildungsstätte und die Bewunderung, die er für seine Lehrer hegte, diesen Schritt, der allerdings auch früher und tiefer gründen mag. Im



Das Elternhaus in Gossau (Tiefe / Neudorf, heute abgebrochen). (Privatarchiv Ivo Ledergerber)

Überblick über seinen Werdegang bittet er um Verständnis dafür, dass er das tiefer Gesinnte seiner Persönlichkeit, «die inneren Kämpfe, die Überlegungen, die Entschlüsse ...», die mein Leben so formten, wie es nun ist», nicht darlegt. «Ich fürchte eben, nicht auf das rechte Verständnis zu stossen». Im Jahr 1913 legte Hensch als Bruder Johann Baptist Profess ab.

Pfadfinder und Mönch

«Nach der Welt zog es mich nicht mehr; ich kannte sie, da ich ihre Freuden genossen und keine Befriedigung darin gefunden hatte», heisst es in der Skizze zu seinem Leben schematisch. Was ihm aber tief aus dem erlebten Innern gekommen sein muss, ist der Nachsatz: «Was mich noch schwer hätte ankommen können, war, dass ich nicht mehr ungehindert in Feld und Wald

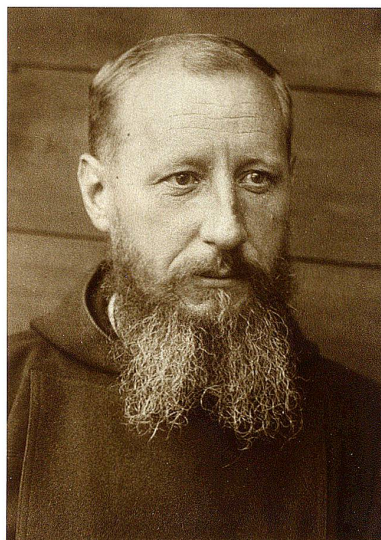
umherschwärmen konnte.» Johann Baptist Hensch war ein Pfadfinder und Naturstreuner durch und durch, bereits als Kind hatte er es geliebt, in selbst gebauten Hütten zu kampieren. In Gossau gründete er als Aktivmitglied der Jungmannschaft deren Turnsektion, vor seiner Profess streifte er gemeinsam mit einem Freund mit Zelt und Schlafsack quer durch die ganze Schweiz und möglicherweise bis nach Mailand. Wo immer er in den folgenden Jahren und Jahrzehnten wirkte, stellte er sich mit Begeisterung in den Dienst der Pfadfinderbewegung, gründete Ortsgruppen und war mit der Jugend im Wald und in den Bergen unterwegs. Wenn auch Kirche und gebildete Kreise der seit dem Beginn des Jahrhunderts um sich greifenden «Sportswut» zunächst skeptisch gegenüber standen, entsprach die Stählung von Körper und Seele doch zunehmend über alle weltanschaulichen Lager hinweg und unter dem Einfluss politisch aufgeladener internationaler Grossveranstaltungen dem Geist der Zeit³. Johann Baptist Hensch scheint es neben der Gemeinschafts- und Kameradschaftserfahrung in erster Linie um die unmittelbar erlebte Natur gegangen zu sein, durch deren jegliche Erscheinung, und sei sie noch so unscheinbar, er sich an den allgütigen Schöpfer und das künftige Wahre und Schöne gemahnt sah⁴ und seine Schüler gemahnt sehen wollte.

Appenzell, Andermatt, Näfels

Seine heimliche Liebe, die ihn in den folgenden Jahren an einem zweiten Roman arbeiten liess, galt der Literatur und der Schriftstellerei, sein Gehorsam jedoch beorderte Pater Johann Baptist 1919 ans Kollegium in Appenzell, wo er im technisch-kaufmännischen Fachbereich Unterricht erteilte, und berief

ihn fünf Jahre später nach Andermatt. Er galt als überaus strenger, aufbrausender Lehrer innerhalb der Schulmauern und «spinnefeind den Minutenvertrödlern», draussen jedoch war er, in sorglosem Zutrauen den Geheimnissen der Schöpfung hingegeben und mit der wilden Bergwelt ganz verwachsen, nicht wiederzuerkennen⁵.

Eine erneute Versetzung 1929 an die Näfeler Klosterschule, wo er 1931 zum Präfekt gewählt wurde, kam ihm schwer an, «es ergriff mich ein rasendes Heimweh nach der Welt am Gotthard. Nur die Nähe der Berge ... konnte mich über die erste böse Zeit hinwegbringen». Die Last der Schulleitung wie sein Kampf um einen Ausbau der florierenden Schule, der in der angespannten Zeit des herannahenden Weltkrieges erfolglos bleiben musste, drückten ihn; ein schweres Magenleiden, das ihm bereits in Andermatt zugesetzt hatte, fand nicht nur keine Heilung, sondern brach erneut und heftig aus. Neben all dem bewältigte Hensch ein beachtliches Pensum, die Schulberichte zwischen 1929 und 1941 nennen ihn verantwortlich für die Unterrichtsfächer Arithmetik, Geometrie, Naturgeschichte, Naturlehre, Buchhaltung, Stenographie, Kalligraphie, Freihand- und Technisches Zeichnen, Deutsch, Italienisch, Religion und Gesangslehre. Als Präses der Marianischen Sodalität, der er von 1935 bis 1939 vorstand, legte er der Jugend die Muttergottes als Idealbild im Streben nach Tugend und Furchtlosigkeit ans Herz – und wehe dem, der es sich einfallen liess, den Festgruss des Kongregationszirkulars ungelesen zur Seite zu legen. Ihn traf im Jahr darauf der schneidend spöttische Kommentar des Autors: «Es fallen heute so viel Schriften ins Haus, die weit kurzweiliger sind ... Da lesen wir halt lieber



Pater Johann Baptist Hensch, vor 1941 (Provinzarchiv Schweizer Kapuziner Luzern).

etwas, das die Nerven kitzelt, das, wenn man es einmal angefangen hat, einem (sic!) von selber zum Weiterlesen fortreisst, bei dem man sich nicht anstrengen muss weder zum Verstehen noch zum Weiterlesen – Ach das ist ja alles wohlbegreiflich bei der heutigen bodenlosen Oberflächlichkeit, die es bald so weit gebracht hat, dass man überhaupt nicht mehr lesen mag, sondern nur noch am Radio sitzt oder die Bilder der «Illustrierten» beglotzt»⁶.

Der Abschied von Näfels

Der Verzicht der franziskanischen Lebensweise auf jeglichen materiellen Besitz findet seine konsequente Fortsetzung in der irdischen Unbehaustheit der Kapuziner, welche die Profess nicht auf ein bestimmtes Kloster, sondern auf die Ordensprovinz als Gemeinschaft ablegen. So wird die letzte

Versetzung Pater Johann Baptists zwar nicht Heimkehr, doch aber Rückkehr gewesen sein: 1941 wurde er erneut ans Kollegium St. Antonius in Appenzell, soeben ausgebaut zum Vollgymnasium mit angegliedertem Lyzeum, berufen. Der Jahresbericht der Klosterschule Mariaburg in Näfels verdankte ihm 1941/42 eine Unsumme von pädagogischer, kaufmännischer und organisatorischer Kleinarbeit, «die an seinem Lebensmarke zehrte, so dass die hochwürdigsten Provinzobern ihm einen etwas leichtern Wirkungskreis zuzuweisen sich genötigt sahen». Sei es, dass sich Pater Johann Baptist aus welchen Gründen auch immer zurückstufen lassen musste, sei es, dass er eine untergeordnete Stellung nach den Strapazen in Näfels bewusst suchte: Gewiss begrüsst er den Raum, den ihm das schlichte Schulmeisteramt während der letzten Lebensjahrzehnte für seine freiwillige Jugendarbeit wie für seine Schriftstellerei liess.

Und wieder Appenzell

Während gut zweier Dutzend Jahre verwaltete Johann Baptist Hensch in Appenzell die Kollegiumszeitschrift «Antonius»⁷ in administrativen Belangen, zwischen 1950 und 1959 gab er ihr als Redaktor vielseitiges Gepräge. Launig munter führt er sich in der 65. Ausgabe selber ein: «Was? Schon wieder ein neuer Redaktor? Ja, und was für einer!» Im Bewusstsein, dass er es nicht allen werde recht machen noch seinen eigenen Ansprüchen werde genügen können, wählte er das Goethe-Wort «Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen» zum Programm und das Bild des Schiffchens, dessen Fracht weder in die eine noch in die andere Richtung übermässig Schlagseite haben darf, zur Richtschnur. Ganz Pfadfinder-



Am Seealpsee, 2. Mai 1950
(Provinzarchiv Schweizer Kapuziner
Luzern).

Feldmeister zog er seine Leserschaft in die Verantwortung: «Bitte Mitarbeit und nicht nur fruchtlose Kritik!» Es entstanden zahlreiche Artikel und Beiträge zu den verschiedensten Sachgebieten, von den Bergdohlen über das regelmässige Siebeneck bis zur Sehnsucht des nordländischen Menschen nach dem Süden und dem grossen

Hausputz während der Sommerferien scheint ihn alles, worin sich nur irgend Bildungs- und Erziehungswert fand, interessiert zu haben. Ganz besonders mussten ihm da auch das Theater und die jährlichen Schüleraufführungen am Herzen liegen, an Stücken fand insbesondere sein Gefallen, was «die alte und ewig neue Wahrheit in prächtiger Klarheit zum Durchbruch (bringt): Das sittlich Gute siegt, das sittlich Schlechte unterliegt schmachlich»⁸. Seine Naturverbundenheit und seine Liebe zu den Bergen liess Johann Baptist Hensch in Plaudereien wie «Die Bollenwies» oder «Die Schneeglöcklein» ebenso leichtfüssig wie pathetisch zu Wort kommen. Die überwältigende Schönheit bedrohlich-lieblicher Berglandschaften war ihm Anlass zu ehrfürchtigem Gotteslob ebenso wie zu harscher Kritik an einem lärmenden, eigennützigem und trägen Zeitgeist. In der heroisch-idyllischen Stille der Gebirgswelt sah er dem Lebenswanderer Geist und Gemüt gesunden, liess er ihn die Gefühlserkenntnis erlangen: «Hier ist man daheim; hier ist Ruhe, Geborgenheit, Behagen. Hier ist gut sein!»⁹

Bis ins hohe Alter durchwanderte Pater Johann Baptist den Alpstein, den er kannte wie die Falten seiner Kutte, hielt er sommers Sonntag für Sonntag den Berggottesdienst im Plattenbödeli oberhalb Brülisau («in Pfadfinder-shorts!», wie sich ehemalige Mitbrüder schmunzelnd an die frühe skandalöse Lockerung der Kleidervorschriften erinnern), pflegte er mit Hingabe ein Alpgärtlein innerhalb der Klostermauern und drehte er elegante Pirouetten auf dem Eisfeld, das auf seine Initiative hin in Appenzell Jahr für Jahr entstand. Bis weit in die 60er Jahre hielt ihn sein zähes Arbeitsethos hinter dem Katheder fest, mit sanftem

Nachdruck musste er dazu bewegt werden, den Schuldienst Jüngeren zu überlassen.

Voller Lebenswillen schenkte er im Spätsommer 1968 den Vorboten des Todes keine Beachtung und erlag am 1. Oktober einem Herzversagen. Johann Baptist Hensch sei, würdigt ihn der Eintrag zu seinem Tod in den Akten des Provinzarchivs¹⁰, mit vielfältigen Talenten beschenkt gewesen, die er nicht etwa knauserig in sein Schnupftuch geknotet habe, sondern die durch tüchtiges Schwitzen und kräftiges Pflügen und Beten zu vergrössern ihm gelungen sei.¹¹

DAS WERK – VERSUCH EINER EINORDNUNG

Früh schon zog es Johann Baptist Hensch, der sich eine berufliche Zukunft auch als Journalist hätte vorstellen können, zur Literatur und zur Schriftstellerei. Galt er im zwischenmenschlichen Umgang als eher verschlossen und wortkarg, verlockte ihn das geschriebene und gepredigte Wort zu einer überraschenden Beredsamkeit, ja Weitschweifigkeit.

Neben den beiden historischen Romanen aus der Region Gossau *Sturmstage* (1913) und *Menschenwege und Gotteswege* (1925) erschienen nebst zahlreichen Beiträgen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften 1929 die Volkserzählung *Die Schwebebahn*, illustriert von Ferdinand Gehr, sowie die beiden Jugenderzählungen *Der Hans-toneli* (1931) und *Seppli, der Göttibub* (1956).

Eine 1926 im Typoskript fertig gestellte Broschüre über das Schloss Oberberg blieb ungedruckt; eine weitere grössere Arbeit über den «Christkindlipater» Johannes Chrysostomus Schenk von

*"Et adducunt ei mardum et martham:
ut inspiceret illis pedes."*
*"Und sie brachten zu ihm einen Taubstummen,
dass er ihm die Hand auflege."* Mark. 9, 32.

In Christo Geliebte!

Das heutige Evangelium erzählt, wie gute Leute dem göttlichen Heilbund einen Menschen zuführen, der in einem gar traurigen Zustande ist. Er kann nicht sprechen & hört nichts. Unter Menschen wandelnd, fühlt er ein fast unmenschliches Dasein. Er kann keine Gedanken nicht in Worte kleiden, kann nicht aussprechen, was sein Herz bedrückt. Vorwurst ertönt für ihm der Name seines Mitmenschen, nursonst all das Singen & Klängen in der ganzen Natur. Wahlich, ein trauriges Leben!

Aber was spreche ich von diesem Taubstummen? Gibt es doch deren noch eine ganze Anzahl Ort, eine Art, deren Krankheit unsäglich traurig ist, ja so traurig, dass alle Guten darob in Bitterkeit klagen ausbrechen sollten & Tag & Nacht weinen vor Schmerz & Mitleid. Hat doch der göttliche Heiland selber über sie geklagt & geweint, im Ölgarten, & worüber ein Gott weint, darüber dürfen auch Menschen weinen. Welches sind diese Taubstummen? Es sind jene Christen, die nicht auf die Mahnungen Gottes hören & in der hl. Beicht schwere Sünden verschweigen. Diese Taubstummen wollen wir heute betrachten.

Es sage nun keiner: Diese Predigt geht mich nichts an, denn wir werden sehen, dass sie alle etwas, ja sehr viel angeht.

Das heilige Evangelium berichtet uns von der Krankheit & von der Heilung des Taubstummen. Auch wir betrachten daher

1. Des Taubstummen Krankheit &

2. " " " Heilung.

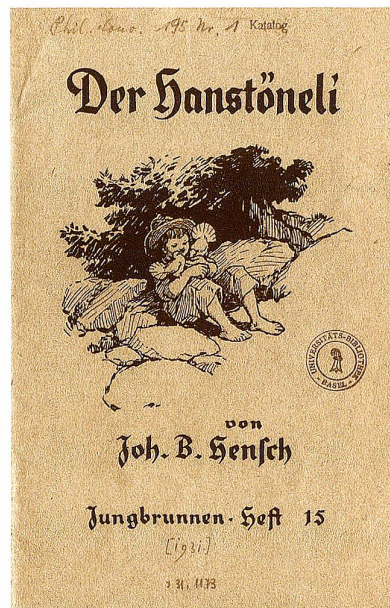
Gottes Gnade möge uns die Sprache & auch das Gehör verleihen!

Anfang der Predigt «Vom Taubstummen». Manuskript von P. Johann Baptist Hensch (Provinzarchiv Schweizer Kapuziner Luzern).

40 Oberbüren fand über das Stadium der Recherchen nicht hinaus.

Das schmale erzählende Werk Henschs, das entweder in der Distanz historischer Stoffe oder in der geographisch-ideologischen Entrücktheit einer ursprünglichen Bergwelt siedelt, entzieht sich einer direkten Auseinandersetzung mit der krisenhaften Erregung der Zwischenkriegszeit, wie sie in den 20er-Jahren etwa in Theologie (Leonhard Ragaz) und Literatur (Eduard Korrodi) mit grossem Willen zum Aufbrechen von Schalen und Krusten angegangen wird. Die Kritik des Kapuzinerpaters an der Welt besteht im Angebot einer heilenden Gottesnähe und der damit verbundenen Forderung eines Paradigmenwechsels. Hensch rechnet durchaus mit dem Bösen in der Form des Noch-Nicht, das entweder von selbst und in Liebe zum Guten findet (vgl. die Erzählfiguren Hanisseff, Hauptmann Lóri, Kuonrad), mit Blitz und Donner zur Einsicht getrommelt wird (Heinrich Walter, Viktor Scheffel, Gertrud von Lindenberg) oder aber seine Strafe an der Schwelle zum Jenseits erleidet (Jörg von Küssnacht). Das unverändert Grundgute wird dabei – wenig überraschend im Kontext von Henschs Marienfrömmigkeit – in erster Linie den Frauen- und Kindergestalten (Agnes, Ammereili, Hanstöneli) zugetraut.

Wo sich das Defizitäre jedoch im rein Persönlichen bewegt, wird es überschaubar und heilbar und entbehrt dadurch nicht einer gewissen sozialen Härte. Dass auch ein schwaches Geschöpf Grosses leisten kann, wenn es der Stimme Gottes gehorcht, impliziert Schuld, wenn das Grosse nicht gelingt. Und was dann, wenn die Armut, in der Hanstöneli aufwächst, nicht eine rein selbstverschuldete des Vaters wäre, der das Trinken nicht lässt? Was, wenn die



**Titelblatt der Jugenderzählung
«Der Hanstöneli».**

traurigen Augen des Buben die Magd nicht an die Seele rührten, dem Doktor über ihrer Erzählung nicht der Appetit auf Taubenbraten verginge und des Sohnes Opferbereitschaft – der Verkauf der beiden geliebten Täubchen für ein paar Batzen zur Linderung der ärgsten Not – dem Vater nicht den Rücken stärkte und ihn auf den rechten Weg zurückbrächte? Dann würde das kindliche Opfer beklemmend sinnlos.

Henschs Vertrauen auf Gottesnähe und wirkungsvolle Nächstenliebe lässt unausweichlich Grösstes im Kleinsten wirken, seine Texte sind in ihrer radikalen Voraussetzung des herangekommenen Gottesreiches eher Verkündigung denn Literatur. Die künstlerische Wirklichkeit seines Werkes zeichnet sich aus durch Überblickbarkeit und Stabilität, um den Preis freilich einer

Verengung und Schärfung der Konturen der beschriebenen Welt und einer Ausklammerung alles Widersprüchlichen und Unbegreiflichen der Zeit.¹²

ZWEI WERKE IM EINZELNEN

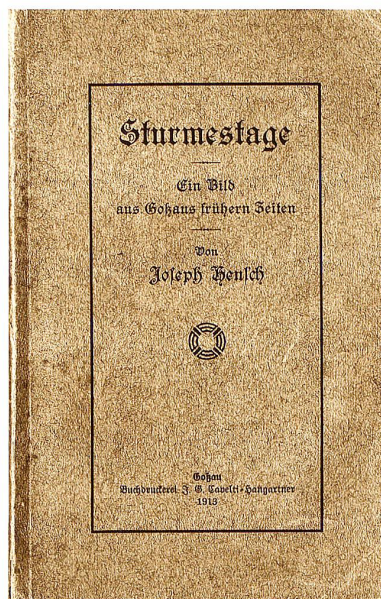
*Sturmestage. Ein Bild aus Gossaus
frühern Zeiten*¹³

Mit folgenden Worten leitete am 9. Dezember 1912 der Fürstenländer den Vorabdruck der Erzählung *Sturmestage* ein: «Wir bieten für die nächste Zeit unsern lieben Lesern etwas Bodenständiges, etwas aus unserer Heimat und hoffen, unsere lieben Leser werden der Arbeit ein wohlwollendes Interesse entgegenbringen. Die Erzählung «Sturmestage» schöpft aus der Geschichte von Alt-Gossau, aus jenen Tagen, da der Zwist des Abtes von St.Gallen mit den Appenzellern und den mit diesen verbündeten Schwyzern Blut und Brand an den Himmel malte, wo schwere Heimsuchungen in herben Kriegsnot unsere Heimat trafen ... Der Dichter der kräftigen, packenden und in ihren Einzelheiten so gut zeichnenden Geschichte ist unser lieber Freund Jos. Hensch aus Gossau ...».

Kräftig ist die Erzählung, die Hensch im historischen Umfeld der Appenzelnerkriege (1401–1429) ansiedelt, in der Tat.

Die politische Atmosphäre des 14. Jahrhunderts, so weit seien die historischen Hintergründe des Textes aufgerollt, war geprägt von Freiheitsbewegungen und dem starken Willen der Stadt St.Gallen wie der Appenzeller Gotteshausleute zur Unabhängigkeit von der Fürstabtei, der durch die erfolgreichen Aufstandsbewegungen der jungen Eidgenossenschaft gegen die österreichische Oberherrschaft bei Sempach

(1386) und Näfels (1388) zusätzlichen Auftrieb gewonnen hatte. Demgegenüber hielt Abt Kuno von Stoffeln (1379–1411) mit zäher Energie und mit Hilfe gezielter Bündnispolitik an den althergebrachten Rechten des Klosters fest. Gegen das Schutzbündnis des Abtes mit Herzog Leopold IV. vom 23. Januar 1392, welches den Machteinfluss Österreichs in der Ostschweiz erheblich stärkte, schlossen sich die Appenzeller mit der Stadt St.Gallen am 17. Januar 1401 zu einer festen Front zusammen, der neben weiteren fürstenländischen Gemeinden auch Gossau beitrug. Die Erneuerung des Bündnisses zwischen der Abtei und Österreich am 14. Juli 1402 führte zum Sturm auf die äbtische Burg Klanx bei Appenzell und einem energischen Eingreifen der Reichsstädte am Bodensee. St.Gallen verliess den Bund mit Rücksicht auf seine wichtigen Handelsbeziehungen, Gossau folgte dem Beispiel der Stadt und huldigte erneut dem Abt. In die Bresche sprangen die Schwyzer, es begannen Eroberungen und Verwüstungen im äbtischen Land. Erneut mussten die Reichsstädte dem Abt zu Hilfe eilen, die entscheidende Schlacht unterhalb Vögelinsegg am 15. Mai 1403 fiel jedoch zugunsten der Appenzeller und ihrer Verbündeten aus. Trotz wiederholt ausgerufenem Waffenstillstand nahmen die Scharmützel, Gefechte, Plünderungen und Brandschatzungen kein Ende, erst am 23. April 1404 kam ein Friedensvertrag zwischen den Bodenseestädten, St.Gallen, Appenzell und Schwyz zustande, von dem allerdings die Fürstabtei und zunächst auch die Gotteshausleute – und also Gossau – ausgeschlossen blieben. Der isolierte Abt verbündete sich mit Herzog Friedrich IV. von Österreich, was die Schwyzer, die in einem offiziellen Frieden mit Österreich standen,



Titelblatt der Erzählung «Sturmestage».

lahmlegte. Ein Doppelangriff gegen St.Gallen und Appenzell führte dennoch zu einer empfindlichen Niederlage der äbtisch-österreichischen Streitkräfte am Stoss (17. Juni 1405) und zu jenem grossen Bund ob dem See, dem sich die Landschaften vom Vorarlberg bis zur Linth und ins Fürstenland anschlossen.

Diese letztere und die weitere Entwicklung bis zur Aufnahme Appenzells (24. November 1411) und St.Gallens (7. Dezember 1412) in ein eidgenössisches Burg- und Landrecht und schliesslich bis zum endgültigen Ausgleich 1429 zwischen Appenzell und dem Kloster thematisiert Hensch nicht, ihn interessiert die Zeit der relativen Ruhe und zugleich der Verunsicherung nach der Schlacht bei Vögelinsegg bis zum Tod des Schwyzer Hauptmanns Löri, den er um der Geschlossenheit der

Erzählhandlung willen um ein Jahr vorzieht.¹⁴

Als Quelle scheint ihm insbesondere die Reimchronik des Appenzellerkrieges¹⁵ gedient zu haben, aus der er einzelnen seiner Kapitel kurze Passagen als Motto voranstellt. Durch charakteristische Ergänzungen und Verschiebungen vervollständigt er die Überlieferung zu einem formal streng symmetrisch komponierten, moralisch ehrgeizigen Lehrstück über Krieg und Frieden, Freund und Feind, Liebe und Tod, Gottesfurcht und Gottlosigkeit. Den einen der beiden Protagonisten liefert ihm die historische Vorlage in dem Schwyzer Hauptmann Löri, einem der (gemässigten) Anführer der wilden Streif- und Raubzüge im Fürstenland. Hensch entlastet ihn zwar nicht von seinen Kriegsvergehen («... ich kenne Euch. Ihr seid ... der Anführer der Horde, die das Land ausplündert ... die Bauern der Verzweiflung in die Arme hetzt, ihre Felder plündert, ihr Vieh fortreibt, die Leiber Erschlagener schändet, Frauen ins Elend bringt!» S. 47/48 f.), nimmt ihn aber mit dem durchaus modern anmutenden Argument, bereits seine Kindheit und Jugend («hatte er überhaupt einmal eine solche gehabt? So wie sie andere Menschen haben?», S. 74) hätten ihn zu zorniger Wildheit erzogen. Löri, der tapfere, harte und verhärtete Krieger ist der im Kern gute, wenn auch irregeleitete Held, dem die Erzählung schon rein dadurch Sympathie bezeugt, dass sie ihn sich in die weibliche Hauptfigur verlieben lässt: Marie, die Tochter des tapferen Gossauer Wirtes Geriner, der durch die Hand Löris ums Leben kommt, stark, grossmütig, barmherzig und gottesfürchtig. Zwar kann im Diesseits der Geschichte das Ende kein gutes sein, da die Schuld zu schwer wiegt und Marie

die Aufhebung des Kirchenbannes, der über Löri lastet, und die erfolgte Busse zur Bedingung eines Wiedersehens macht, doch stirbt der Hauptmann in ihren Armen, umfasst von ihrem Verzeihen und versöhnt mit Gott.

In Jörg von Küssnacht, dem ehrgeizigen, rücksichtslosen, draufgängerischen jungen Emporkömmling und heimlichen Befehlshaber der Freischarentruppe, und der leichtfertigen, eitlen, frechen Gossauer Bäckerstochter Berta spiegelt die Erzählung die beiden Hauptfiguren systematisch und teils symmetrisch bis in die einzelnen Erzählelemente und spielt an ihnen gewissermassen die Varianten Verantwortungslosigkeit, Vergehen und Vergeltung anstelle von Demut und Verzeihen durch.

Tat und Folge, Antrieb und Urteil, Schuld und Strafe fügen sich in der Erzählung konsequent zu einem geschlossenen Ganzen. Dem Opportunisten Hug Faist etwa brennen die Wiler das Haus nieder als einem, «von dem man nicht wisse, ob er ein Äbtischer oder ein Appenzeller sei» (S. 12), der feige Schmid erlebt den Freudentaumel über einen Teilsieg der Gossauer versehentlich unter einer lächerlichen Kiste eingeklemmt, Jörg von Küssnacht springt in den Flammentod, den er sich durch die eigenmächtige Belagerung eines Hofes in Niederglatt letztlich selber bereitet hat, Berta, die sich um des leichtsinnigen Vergnügens willen dem prahlerischen Jörg von Küssnacht an den Hals geworfen hat, stirbt, von ihrem Vater verstossen, einsam und in der Seele erschüttert.

Als wenn so viel erbarmungslose Konsequenz dem Autor mitunter selbst etwas viel würde, erlaubt er sich da und dort erzählerische Milde: Die Verstossung Berta Schiltknechts kommentiert



**Titelblatt der Jugenderzählung
«Seppli, der Göttibub».**

er mit den Worten, der Bäcker habe sich selber, indem er der todkranken Tochter die Heimkehr verweigerte, «mehr Schande bereitet(e), als ihm sein Mädchen angetan» (S. 112); die Plünderung der toten Lörischen, die zu Beginn noch wie «ein Rudel gefrässiger Wölfe über eine Herde wehrloser Schafe» (S. 5) hergefallen waren, führt zu der ernüchternden Erkenntnis, dass «... die armen Kerle ... blutwenig Wertvolles auf dem Leibe» trugen (S. 98).

Hensch komponiert die Erzählung bis hinein in die letzten Details, da bleibt nichts dem Zufall überlassen oder der menschlichen Widersprüchlichkeit überantwortet. Ein zentrales Gestaltungselement ist ihm dabei die Paralelführung, die von der entsprechenden und sich gegenseitig erhellenden Sze-

nenanordnung (z.B. Gespräch Löris mit Jörg von Küssnacht über die [erste] Begegnung mit Marie bzw. mit Berta) über die Umkehr der Zeichenhaftigkeit einer Handlungssequenz (siegessicherer Einzug der Schwyzer Freibeuterscharen in Gossau auf demselben Weg, auf dem ihnen drei Tage später die Gossauer, verstärkt durch die Äbtischen und die St.Galler, in umgekehrter Richtung nachsetzen und sie endgültig in die Flucht schlagen), bis zur reinen und etwas ermüdenden Wiederholung (Bericht über Jörg von Küssnachts Tod zunächst vom Erzähler und gleich darauf vom Bäcker Heini Schiltknecht) reicht.

Selbst die Natur erhält in erster Linie Verweischarakter: Gewitterwolken, Hagelschlag, Sonnenschein, Abendrot und Morgendämmerung begleiten, kommentieren und kontrastieren das Vor und Zurück der Raub- und Kampfhandlungen wie das persönliche Ringen der einzelnen Figuren. Bereits im einleitenden Abschnitt ist der Fortgang der Erzählung im Grunde genommen abschliessend vorweggenommen: «Es war Abend zur Erntezeit. Der Westen stand in blutigem Rote, gemalt von der Feuerfarbe des sinkenden Sonnenballs. Und die rote Farbe floss vom Himmel nieder in den Dunst, der über den reifen Ährenfeldern zitterte und in die Staubwolke, die den ganzen Strich der Landstrasse entlang wallte und tauchte alles in rote, brennende Glut. Der Abend sah trotz der gigantischen Schönheit, in die er die ganze Welt ringsher kleidete, unheimlich aus, doppelt unheimlich aber auf der Strasse von dem Dorfe Vordertwyl nach dem Dorfe Gossau, auf der die rote Staubwolke wallte» (S.1).

Hensch lässt nicht aus einer Zeit- und Charakterenkonstellation eine Erzählung entstehen, sondern er bestückt

ein Handlungs- und Gedankengitter, gewissermaßen eine Versuchsanordnung, mit passend ausgerüsteten Figuren.

*Menschenwege und Gotteswege.
Eine Fürstenländer Geschichte aus
dem Anfange des 14. Jahrhunderts*¹⁶

Zwölf Jahre nach seinem Gossauer Gemälde nahm sich Hensch noch einmal einen historischen Stoff vor. Möglich, dass ihn ein Spaziergang nach Häggenschwil und zur Ruine Alt Ramschwag, die abenteuerlich exponiert über einem steil in die Sitter abstürzenden Felshang thront, zu seinem Roman angeregt hatte. «Halb ehrfürchtig, halb bangend schaut man zu den trotzi- gen Mauern auf ... Wer mag im Laufe der Zeiten da innen gehaust haben? Was mag alles darin und darum geschehen sein?»¹⁷, fragt er sich angesichts des Schlosses Oberberg und wird er sich ebenso beim Anblick der Burgruine Ramschwag gefragt haben. Wie ein Nasenvorsprung, von zwei Seiten her durch die Sitterschlucht und ein im spitzen Winkel auf sie zulaufendes Bachtobel, von der dritten durch einen künstlichen Graben geschützt, muss die Burg nahezu uneinnehmbar gewesen sein, Hauptturm und südöstliche Wehrmauer stehen bis heute fast unversehrt. Um so eindrücklicher wirkt die jähe Leere über der hart unter der südwestlichen Turmmauer abgestürzten Felswand. Eine nutzlose Türöffnung im zweiten Stockwerk führt heute ins Nichts, wo sie einst weitere Räumlichkeiten der Burgwohnung erschlossen haben dürfte: Der schaurige Anblick mag Hensch den Gedanken zu seinem belsazaresken Erzählhöhepunkt eingegeben haben.

Weitere Anhaltspunkte zu einem Darin und Darum der romanhaftesten Art fand er in der relativ datenreich

überlieferten Geschichte der Edlen von Ramschwag, eines Ministerialengeschlechts der Abtei St.Gallen. 1176 erstmals urkundlich bezeugt, erwarb es sich im 13. Jahrhundert als habsburgtreues, handelsfreudiges Adelsgeschlecht Gunst, Reichtum, Macht und Hass, um im 14. und 15. Jahrhundert wieder in die Bedeutungslosigkeit abzusinken. Zwei Figuren sind es, die Hensch in erster Linie interessieren: Ulrich, der sich als Ministeriale des Klosters die Wirren um die doppelte Abtwahl nach dem Tod Berchtolds von Falkenstein 1272 geschickt zunutze machte, die Politik Rudolfs von Habsburg und den Gegenabt unterstützte und sich die Schirmvogtei über das Kloster übertragen liess. Seinem Sohn Heinrich Walter fiel 1278 das Glück zu, König Rudolf in der Schlacht gegen Ottokar von Böhmen das Leben retten zu können, was jener ihm mit Gunst und Gütern dankte. Die Ramschwager, die sich zu einem der mächtigsten Rittergeschlechter der Ostschweiz emporarbeiteten, scheinen rücksichtslos und willkürlich geherrscht zu haben, ein Umstand, den Hensch zu einem zentralen Motiv seines Romans macht.¹⁸ Sein Heinrich Walter, ehrgeizig, roh und berechnend, fällt – in Pointierung der historischen Vorgabe – zu einem Zeitpunkt, da es ihm politisch opportunistisch scheint, von Friedrich von Österreich ab und läuft zu dessen Gegner, Ludwig dem Bayer, über, von dem er sich die Bestätigung der Reichsvogtei über den Thurgau wie der Schirmvogtei über Kloster und Stadt St.Gallen erhofft.

Mit der ausserdem geplanten und geradezu gierig vorangetriebenen Verbindung seines Geschlechts mit dem der Edlen von Andwil auf Oberberg¹⁹ («erstlich und zuvörderst musste Ramschwag

nach dem Schlosse Oberberg ... kommen. Wie herrlich, einmal so als Schirmvogt ... von Oberberg herab auf Stadt und Münster zu St.Gallen hinübersehen zu können. Und wenn erst der Sieg auf Seite Ludwigs des Bayern war ... dann würde erst die rechte Herrlichkeit beginnen» S. 12) sieht er seinen Stern dem Zenit zuwandern. Menschenwege jedoch sind es, auf denen Heinrich Walter wandert, mit Stolz gepflästert und mit Blindheit gesäumt, wie sie zu keinem guten Ende führen können. Sein eigener Sohn entzieht sich ihm und wird zu seinem Gegenspieler: «Ehre und Ruhm Ramschwags hoch, ja. Aber ohne Arg und Schliche» (S. 10).

Kuonrad, der an keine historische Vorlage gebunden ist, wird vom Autor mit allen Attributen des *guoten Ritters* ausgestattet: Ehre, Treue, Tapferkeit, Klugheit, Gottesfurcht und Barmherzigkeit zeichnen den jungen Ramschwager aus, durch den das Geschlecht geläutert werden soll. Fast überdeutlich erweist er sich der Gunst der Oberen als würdig, gleich zweifach wiederholt Hensch das Motiv der Königsrettung, die der Familie die Erhebung in den Grafenstand einbringt. Als Kuonrad als Held aus der Schlacht bei Mühldorf, in der es ihm gelungen war, die entscheidende Wende zugunsten Ludwigs gegen dessen habsburgischen Widersacher herbeizuführen, nach Hause zurückkehrt, sieht sich Heinrich Walter am Ziel seiner Wünsche. Er lädt zum Festmahl und verkündet: «Das ist der Wonnetag meines Lebens ... Unser Stern ging auf, stieg und stieg, höher und höher, und jetzo stehet er hoch am Himmel, zu höchst für mich ... Ja, in der Höhe des Mittags oder so ihr lieber wollet, der Mitternacht stehet unser Stern und leuchtet wie die Sonne. Ich,

44 Heinrich Walter von Ramschwag hat erreicht, was ich wollte, ich bin zufrieden jetzt, ganz zufrieden» (S. 242f.). Das Menetekel, das ihn leitmotivisch durch den ganzen Roman begleitet hat (vgl. z.B. «... sang ihnen von tief unten herauf die Sitter ihr altes Lied vom ruhelosen Wandern, vom stolzen Wachsen, vom spurlosen Vergehen ...» S. 7), war und ist er weder bereit noch imstande zu entziffern, das strafende Ende kommt unausweichlich: Mit gewaltigem Donnern und Krachen fährt die Felswand und mit ihr ein Teil der Burg in die Tiefe und begräbt Heinrich Walter unter den Trümmern. Erst sterbend findet er zu Einsicht, Reue und Hoffnung auf Erbarmen. Seinem Sohn obliegt es, den untertänigen Bauern zu zeigen, «dass er gutmachen wollte, was Vater und Grossvater an ihnen gesündigt» (S. 290).

Ein zweiter, innerer Handlungskreis dreht sich um das Thema der Liebe in ihrer höfischen Doppelausprägung *Menschenminne* und *Gottesminne* und der ehelichen Verbindung, die zwischen Agnes, der Tochter Marquards von Oberberg, und Kuonrad eingefädelt wird und nicht zustande kommen kann. Agnes, Lichtgestalt und verklarte Hauptfigur des Romans, rein, arglos, fromm und schön, ist ebenso wie Kuonrad dem höfisch-literarischen Vorbild nachempfunden. Wenn für den jungen Ritter jedoch Welt und Gott versöhnbar sind, im Sinne des Schöpfungsplans versöhnbar sein müssen (S. 268), entzieht sich Agnes dieser Welt: «Was ist all Erdenfreud, all Erdenleid gegenüber Himmelsfried und Himmelsfreud!» (S. 269). «Nie, nie (wolle sie) einen anderen Bräutigam im Leben ... als den lieben Herrn Jesus Christus» (S. 204). Zwar ist diese Entscheidung Agnes', die sie schon vor Handlungsbeginn ge-

fällt zu haben scheint, schmerzlich für Kuonrad, jedoch gemäss seinem bürgerlich aufgeklärten Grundsatz «keine Heirat sonder Minne» (S. 169 u.a.) bewältigbar, zumal ihm der erklärende Schluss der Erzählung die Unendlichkeit göttlicher Weisheit und Gnade offenbart und ihn in vollkommener innerer Ruhe der Geliebten entsagen lässt: «Geh! Und sonder Zittern und sonder Wehe sag ich dir jetzt: Im Himmel schauen wir uns wieder. Dann, wann wir alle Erdenhaftigkeit abgelegt, wann keine niedere Erdenlust uns mehr verlocket und alles, alles aufgehet in reiner, heiliger, himmelssüßer Liebe» (S. 277).

Die etwas schematische Charakter- und Seelenkonstellation der Hauptfiguren des inneren Erzählkreises allein vermöchte nicht den knapp 300seitigen Roman zu tragen, dazu ist ein ganzer Kranz von weiterem Personal vonnöten, das intrigant, berechnend oder ungeschickt gutwillig den Handlungsfortgang vorantreibt bzw. stört: Die Verwirrung ist angelegt in dem zwischen dem finsternen Heinrich Walter und dem lebensvergnügten Marquard von Oberberg ausgehandelten Heiratsansinnen, in das Kuonrad um seiner Ehre Willen nicht einschlagen kann: «Das leide ich ... nicht, dass man mich einfach und schlechthin also verkauft. Bin keine Ware und kein Vieh, sondern ein freier Mensch» (S. 135). Er muss also aus eigener Kraft um die Gunst und die Liebe Agnes' werben, was dadurch verkompliziert wird, dass ihm der Mönch Eckhart, Schlosskaplan auf Oberberg, anvertraut, es warte «schon ein Bräutigam auf sie» (S. 136). Sodann verliebt sich das Edelfräulein Gertrud von Lindenberg, schön von Gestalt, jedoch von herbem und ungezügelterm Gemüt, das als verwaiste

Verwandte im Haus des Marquard lebt, in den Hauskaplan und sinnt, von ihm zurückgewiesen, auf bittere Rache. Zusammen mit dem Hausmeister Scheffel, der das allzu blinde Vertrauen des Schlossherrn geniesst, erreicht sie durch Verleumdung die Wegweisung des Kaplans und geistlichen Beraters Agnes' und ihrer Mutter aus dem Schloss. Zurückgekehrt in sein Mutterkloster St. Gallen, wo man ihn zwar aufnimmt, seiner Unschuld jedoch misstraut, wird er zum doppelten Spielball ramschwagischer Interessen: Heinrich Walter lässt sich von der Lindenberglerin, die nach ihrer Wegweisung ihrer unerlaubten Schwangerschaft wegen aus Schloss Oberberg Zuflucht auf der Ramschwag sucht, davon überzeugen, dass der Mönch Agnes in ihrer starrköpfig ablehnenden Haltung seinem Sohn gegenüber anstachle. Er, der Schirmvogt über das Kloster, holt ihn kurzerhand mit Gewalt auf seine Burg und setzt ihn gefangen. Kuonrad wiederum, von der Redlichkeit Eckharts überzeugt, will ihn retten und rehabilitieren und sich auf diese Weise um die Dankbarkeit Agnes' verdient machen. Die Handlung beginnt sich auf ihr Ziel hin zuzuspitzen, als Agnes keinen Ausweg mehr sieht, sich der festgesetzten Vermählung anders als durch Flucht zu entziehen, wobei sie auf Unterstützung des gutmütigen Oberdorfer Müllers Andres und der Bauern aus dem Weiler Niderwil, die unter der Gewalt-herrschaft der Ramschwager zu leiden haben, rechnen kann. In einer Art Einsiedelei und von den Anwohnern schon beinahe als Heilige verehrt, harret sie im Gebet eines göttlichen Zeichens. «Also lange wird das nimmer dauern. Wann die letzten Früchte reif sind, dann wird auch Gottes Frucht reif sein und dann wird alles gut werden»

**Burg
Ramschwag.**



(S. 222). Und tatsächlich führen am «schauerlichen, ... entsetzlichen» (Kuonrad, S. 272), am «grossen, ... guten Tag» (Agnes, ebd.) die von der unbegreiflichen Weisheit Gottes gelenkten Wege aller zur Burg Ramschwag. Die Verwicklungen lösen sich in einem einzigen grossen Donnerschlag, ein jeder kommt zu Einsicht, Strafe oder Lohn.

Hatte der «Fürstenländer» an *Sturmes-tage* noch die Geschlossenheit der Handlung lobend hervorheben können, gerät das Gewebe in *Menschenwege und Gotteswege* etwas aus den Fugen. Zum Schlussbouquet finden sich zwar akkurat und zufällig sämtliche Figuren auf der Burg Ramschwag ein, was den Autor jedoch beträchtlichen argumentativen und organisatorischen Aufwand und selbst den Einsatz übersinnlicher Kräfte kostet.

Hensch liebt das Theatralische. Das Genre des historischen Romans verpflichtet ihn dabei weniger zur Genauigkeit in kultur- und sittengeschicht-

lichen Einzelheiten, als dass es ihm eine malerische Bühne öffnet, auf der er die Koordinaten von Historischem, Ahistorischem und Fiktivem sich kreuzen lässt. Unverzichtbares Gestaltungselement ist ihm der Verweis, auch hier findet sich kaum eine Naturbeschreibung, die nicht Handlungszusammenhänge vorwegnahme, verstärkte oder konterkarierte, keine entscheidende Wendung im Fortgang der Erzählung, die nicht in einer ahnenden Empfindung vorweggenommen wäre. Formal gelingt ihm dabei Bemerkenswertes, beispielsweise wenn er parallel zu der Verhandlung Heinrich Walters mit Marquard von Oberberg über die Vermählung beider Kinder Kuonrad mit dem Ramschwager Kaplan eine unruhige Schachpartie spielen und ihn im Augenblick der Handelseinigkeit der Väter matt setzen lässt (S. 125 ff.).

Neben diesen grossen Gesten sind es eher die leiseren und wohl persönlich engagierten Töne, die überzeugen. In dem Moment, da Kuonrad begreift,

dass das engelhafte Frauenwesen nicht für ihn, sondern für eine lichtere Welt bestimmt ist und er in schiere Verzweiflung stürzt, fordert Agnes Gott argumentativ heraus: Ein Trost Suchender soll Gottes Gegenwart nicht erst dann und als Lohn verspüren, wenn seine Seele die Kraft bereits aufgebracht hat, sich aus ihrer Erdenhaftigkeit loszulösen, sondern gerade in der martervollen Bitterkeit seiner Verlorenheit und Einsamkeit ist er auf die Nähe des Höchsten angewiesen (S. 275). Agnes formuliert hier die barmherzige Theologie der Evangelien, die den alles aufbrechenden Glauben als Geschenk, nicht als mechanistische Folge einer wunderhaften Beweisführung verstehen.

BISHER UNGEDRUCKT: BROSCHÜRE SCHLOSS OBERBERG²⁰

Bereits während seiner Recherchen und der Arbeit am Roman *Menschenwege und Gotteswege* wird Johann Baptist Hensch wohl der Gedanke einer bebilderten Broschüre, eines heimatkundlichen Büchleins zum Schloss Oberberg gekommen sein. Zum einen lag es nahe, das zahlreiche «von Historikern, von Freunden lokaler Heimatkunde aus alten Folianten ausgestöbert(e) und ergänzt(e), doch nicht einheitlich gesammelt(e) und veröffentlicht(e)»²¹ Material geordnet und handlich greifbar zu machen, zum anderen konnte er dabei auf das Interesse breiter Kreise zählen. Nicht nur war (und ist) das markant über dem Fürstenland gelegene Schloss Oberberg obligates Ziel von Schulreisen und Sonntags-spaziergängen, sondern es waren die 20er-Jahre auch eine Zeit der Akzentuierung der «positiven Werte» des Schweizer Staatswesens und seiner



Schloss Oberberg. Aufnahme aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Demokratie und damit verbunden der Orientierung auf die Vergangenheit. 1926 lag das Typoskript vor. In leichtem Plauderton führt Hensch die Lesenden von der Heerstrasse weg zu dem «freundlichen» Hügel und hinauf zum «frohmütigen» Schloss, mutet ihnen dann allerdings die formale Strapaze zu, sich von den Fenstern im Südgemäuer auffordern lassen zu müssen, einen Blick zurück über die Ebene und die Jahrhunderte zu tun: «Komm' herauf und guck einmal durch uns ins weite frohe Land...». Die innere Begründung für den Text findet Hensch, der wie vor ihm schon Theodor Gschwend «von vergangenen Zeiten (...) träumt»,²² in der schwärmerischen Frage nach einem geheimnisvollen Damals: «Wer mag wohl zuerst auf dem einsamen Hügel seine Wohnung aufgeschlagen

haben? Was mag alles darin und darum geschehen sein?» Er kitzelt die Fantasie mit dem Bild verwegener Raubritter und blutrünstiger Zwingherren, lässt im Verlies die Gefangenen wimmern und im Burghof entführte Edelfräulein den tränenverhangenen Blick nach der fernen heimischen Burg richten. Was sich, wie in *Menschenwege und Gotteswege* vorgeführt, zu einem heftigen Roman ausspinnen liesse, wechselt hier nach der schwärmerischen Hinführung abrupt die Tonart zum Sachlichen. Von den ältesten Spuren bis zur Gegenwart zeichnet Hensch Besitz- und Rechtsverhältnisse, historische Hintergründe, Bauetappen und architektonische Einzelheiten nach und verweist sorgfältig auf die verwendete Literatur. Der Schluss schliesslich verleiht der Broschüre, wohl nicht ohne

wägenden Seitenblick auf das erhoffte ideelle und finanzielle Patronat des Textes, den Charakter einer Art Festschrift: «So hatte eine lange Zeit der Verständnislosigkeit für historische Werte (Hensch nimmt Bezug auf eine mehrfache Umnutzung der Räumlichkeiten und einen regelrechten Ausverkauf der Innenausstattung vor allem seit Anfang des 19. Jahrhunderts) das Schloss sozusagen sich selbst entfremdet. Wandel konnte da erst geschaffen werden durch das einträchtige Zusammenwirken aller, die an der Erhaltung historisch wertvoller Altertümer ein Interesse haben. Für den Freund der Heimat wirkte es wie eine Erlösung, als sich im Jahre 1923 die Genossenschaft Oberberg bildete, die, unterstützt durch Gemeinde und Private, 1924 das Schloss²³ ankaufte und bereits glück-

lich zum Teil renovierte ... Jetzt sind kunstverständige und uneigennützig Händchen daran, das Schloss einem würdigen Zweck zuzuführen ...»

Um so mehr muss es Johann Baptist Hensch geschmerzt haben, dass die Genossenschaft Oberberg nur zurückhaltend Interesse zeigte an einer Drucklegung des Manuskripts. Am 13. August 1926 hatte er die Arbeit, der ein Verzeichnis der Sehenswürdigkeiten des Schlosses beigelegt werden sollte, zusammen mit einem Vorschlag für die Bebilderung, einem Kostenvoranschlag der Druckerei U. Cavelti & Co. und der Bitte um eine Kautionsbürgschaft durch die Genossenschaft an Landammann Emil Mäder, den ersten Präsidenten der Vereinigung, übersandt. Des Autors Absicht sei «recht hübsch», lautete die Antwort zweieinhalb Monate später, leider aber erlaube die finanzielle Lage der Genossenschaft keine Sprünge. Empört wandte sich Hensch am 2. November an den Lehrer Theodor Gschwend: «Sie haben also ganz recht gehabt, als Sie sagten, ich solle die Sache ohne die Herren von Oberberg zu machen suchen. Nun, sie können dann doch nicht sagen, man hätte sie ignoriert.» Am 28. Dezember erhielt er einen Vorschlag der Druckerei Cavelti zur Finanzierung des 32 Seiten umfassenden Oktavbändchens, welcher das Engagement der Genossenschaft auf ein Minimum reduzierte, den Pächter auf Oberberg jedoch zu einer Übernahme von 500 Verkaufsexemplaren à 60 Rappen verpflichtete. Für Druck und Vertrieb war die Druckerei bereit aufzukommen, falls sie dafür das Recht erhielte, der Broschüre einen Inseratenteil anzugliedern, was Hensch allerdings zu einem dicken Fragezeichen am Briefrand veranlasste. Am 24. Januar 1927 stellte ihm zudem Theodor Gschwend

eine «finanzielle Stütze» in Aussicht, doch scheint sich da das Projekt schon fast im Sand verlaufen zu haben. Am 18. Oktober 1927 setzte die bedauernde Rücksendung der gesamten Unterlagen an Hensch durch den Aktuar der Genossenschaft Schloss Oberberg der Angelegenheit ein Ende: «Unsere Kassa ist unter Null.»²⁴

Als Eingangslob stellt Hensch der Broschüre die Verse voran, die der fahrende Sänger in *Menschenwege und Gotteswege* der Familie Marquard zum Dank für die freundliche Aufnahme auf Oberberg vortrug:

*Steht auf hohem, frohem Hügel
über stillem Tal ein Schloss.
Dorthin lenk' mit leichtem Zügel
ich so gern mein rasches Ross.*

*Früh im feuchten Maienmorgen
reit' ich durch die blum'ge Au
und vergess all' Gram all' Sorgen,
da das frohe Schloss ich schau'.*

*Reit' ich über Winterwege
durch den kalten Sonnentag,
schau' das Schloss ich durchs Gehege,
ist vergessen Klag' und Plag'.*

*Und so erst ich weile drinnen
in dem frohen, hohen Haus,
Sehnen mir vergeht und Sinnen
In die weite Welt hinaus.*

*Ewig wollt' ich weilen oben,
da ich frohen Sinn dort fand.
Dieses Schloss nenn ich mit Loben
Oberberg im Fürstenland.*

Wer weiss, vielleicht dankt die Genossenschaft Schloss Oberberg dem Autor die freundlichen Worte mit einem späten Druck?

- 1 Vgl. Karl Eschenmoser, Wolfgang Göldi und Karl Schmuki: Gossau im 20. Jahrhundert, Gossau 2003, S. 345, Anm. 206, welche den Anstoss zum vorliegenden Artikel gab. Für mündliche Auskünfte danke ich insbesondere Ivo Ledergerber, St.Gallen, sowie den Brüdern im Kapuzinerkloster Wesemlin, Luzern, die ihn noch gekannt haben.
- 2 Zitat ebenso wie die folgenden autobiographischen Nennungen aus dem am 15. Januar 1936 für den Kantonalvorstand der Glarner Pfadfinder verfassten Lebenslauf. Provinzarchiv Schweizer Kapuziner Luzern (PAL Sch 3413.10).
- 3 Zum Thema weltanschaulich gebundener Kultur- und Sportvereine vgl. z.B. Sankt-Galler Geschichte 2003, St.Gallen 2003, Bd. 7, S. 101ff. (Text Max Lemmenmeier).
- 4 Vgl. Bergpredigt anlässlich der Auffahrtsummenkunft der Zentralschweizerischen Sektion des Schweizerischen Alpenklubs in Andermatt am 21. Mai 1925 (PAL Sch 3413.10).
- 5 Nachruf von P. Erich (Eberle), in: Sanct Fidelis. Stimmen aus der Schweizer Kapuziner-Provinz, Bd. 66 (1969), S. 87–90, sowie mündliche Bezeugungen.
- 6 Festgruss der Marianischen Sodalität, 8. Dezember 1937.
- 7 Antonius. Zeitschrift der Schüler und Freunde des Kollegiums St.Anton, Appenzell, ab 1959 unter dem Titel: Antonius. Zeitschrift des Kollegiums Appenzell.
- 8 Vgl. Theaterzeit in: Antonius Nr. 87 (1956), S. 9–13.
- 9 Die Schneeglöckleinale in: Antonius Nr. 88 (1956), S. 12–18 und Nr. 89 (1956), S. 11–17. Hier Nr. 88, S. 17.
- 10 Talenta multa sibi donata non reposuit in sudario sed fortiter sudando, naviter arando et orando adauxit (PAL Ms 151, Prot. Mai. II, 28).
- 11 Darstellungen und Nachrufe zu Johann Baptist Hensch u.a.: P. Sebald, in: Antonius Nr. 100 (1959), S. 56; P. Rektor, in: Antonius Nr. 121 (1964), S. 31–34; P. Erich, in: Antonius Nr. 138 (1968), S. 70–72; P. Honorius, in: Stanser Student. Blätter für Schüler und Freunde des Kollegiums St. Fidelis, 26. Jg. (1968), S. 21.f.; Josef Küng: 50 Jahre Hauszeitschrift «Antonius» 1934–1984, in: Antonius Nr. 198 (1983), S. 20–38; Ephrem Bucher und Josef Küng: Aufbau und Vermächtnis. Vom Kapuzinerkollegium zur Kantonsschule Appenzell, Appenzell 1999, S.260f.
- 12 Literaturgeschichtliche Hintergründe vgl. z.B. Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert, Berlin 1991.
- 13 Joseph Hensch: Sturmestage. Ein Bild aus Gossau aus frühern Zeiten, Gossau (Cavelti-Hangartner) 1913.
- 14 Zu den historischen Hintergründen vgl. z.B. Paul Staerke: Geschichte von Gossau, Gossau 1961, S. 73–82; Rainald Fischer, Walter Schläpfer und Franz Stark: Appenzeller Geschichte, Bd. 1, Appenzell 1964, S. 121–225 (Text Walter Schläpfer).
- 15 Handschrift im Stiftsarchiv St.Gallen (StiASG, Bd.87); Editionen vgl.: Ildefons von Arx (Hrsg.), Reimchronik des Appenzellerkrieges. Von einem Augenzeugen verfasst und bis 1405 fortgeführt, St.Gallen 1825; Traugott Schiess (Hrsg.), Reimchronik des Appenzellerkrieges (1400–1404) in: Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte, Bd. 35, St.Gallen 1919.
- 16 Johann Hensch: Menschenwege und Gotteswege. Eine Fürstenländer Geschichte aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, Gossau (Cavelti & Co.) 1925.
- 17 Aus dem Typoskript zur Broschüre Oberberg.
- 18 Literatur zu Burg und Geschlecht Ramschwag/Ramswag z.B.: Die Ritterzeit des Kantons St.Gallen Mit dem Bilde von Alt-Ramschwag. Neujahrsblatt des wissenschaftlichen Vereins in St.Gallen, St.Gallen 1827; Gottlieb Felder: Über Lehrwanderungen. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch 1934 der Sekundarlehrerkonferenzen der Ostschweiz, Rheineck o.J., S. 15–21; Ders.: Alt Ramschwag. Sonderabdruck aus: Nachrichten der Schweizerischen Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen (Burgenverein), [o.O., o.J.]; Ders.: Die Burgen der Kantone St.Gallen und Appenzell, Tl. 3, in: 82. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen, 1942, S. 21–24; Hermann Meili (Hrsg.): Burgen, Schlösser und Burgherengeschlechter der Ostschweiz, Trogen 1970, S. 38f.; Burgen der Schweiz, Bd. IV, Zürich 1983, S. 21f. (Text Hugo Schneider); Artikel «Ramschwag» (Alt- und Neu-; Edle von), in: Historisch Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5, Neuenburg 1929.
- 19 Literatur zu Oberberg: Theodor Gschwend: Die Kapelle auf Schloss Oberberg. Geschichtliche Skizze. Separatdruck aus dem «Fürstenländer» Nr. 160/161, 1922; Ders.: Schloss Oberberg. Geschichtliche Skizze. Separatdruck aus dem «Fürstenländer» Nr. 116/117/119, 1923; Gottlieb Felder, Fritz Saxer und Otto Winkler: Heimatkundliche Streifzüge. Zwei Wanderungen von St.Gallen nach Schloss Oberberg, St.Gallen 1936, S. 49–69; Gottlieb Felder: Die Burgen der Kantone St.Gallen und Appenzell, in: 82. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen, 1942, S. 25f.; Aus der Vergangenheit des Schlosses Oberberg, in: Blätter aus Oberberg Nr. 1 (Gossau 1952); Hermann Eigenmann: Die Oberberger-Linie der Edlen von Andwil, in: Blätter aus Oberberg Nr. 3 (Gossau 1953); Hermann Meili (Hrsg.): Burgen, Schlösser und Burgherengeschlechter der Ostschweiz, Trogen 1970, S. 126–129; Burgen der Schweiz, Bd. IV, Zürich 1983, S. 27f. (Text Hugo Schneider).
- 20 Broschüre Schloss Oberberg, unveröffentlichtes Typoskript um 1926 (PAL Sch 3413.10)
- 21 Theodor Gschwend: Die Kapelle auf Schloss Oberberg. Geschichtliche Skizze (wie Anm. 19)
- 22 Theodor Gschwend, Schloss Oberberg. Geschichtliche Skizze (wie Anm. 19)
- 23 im Jahre 1924
- 24 Briefwechsel im Provinzarchiv der Schweizer Kapuziner in Luzern (PAL Sch 3413.10)